

Zur heiligen Zeit

Autor(en): **Correvon, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 52

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Bote lehnt schwer gegen einen Pfosten. Der Jammer seines Amtes würgt ihn in seiner Kehle, brennt und fiebert in seinem Hirn.

„Bin ich ein Hund, ein Untier, ein Scheusal, daß man mir dieses Amt aufgebürdet hat? . . . Des Kaisers Dienst! . . . des Kaisers Dienst!“

Er rennt hinaus in den Schnee und in die Nacht. Und plötzlich packt er die Pakete und die ganze Post und schmeißt sie hin auf die Straße und zerstampft und zertritt sie und schreit durch die einsame Dorfgasse: „Ein Hund, ein Untier! Ich bin kein Hund! Wenn der Kaiser die Pakete bestellt haben will, so mag er's selber tun.“

Den Postboten hat seither keiner mehr gesehen.

Der einsame Wanderer ist am Flusse stehen geblieben, an den Stamm einer mächtigen Ulme gelehnt. Noch läuten die Glocken drüben in der fernen Stadt.

Friede auf Erden?

Der Einsame verhüllt sein Gesicht und weint.

== Zur heiligen Zeit. ==

(Gespenstergeschichten aus Bern.)

Zur heiligen Zeit war es, da stieg ein junger Geistlicher im Münster auf die Kanzel, um das heilige Wort zu verkünden. Andachtsvoll lauschte die Menge seinen Reden, denn es war ein neuer Geist, der aus ihnen floss, der Geist der freien Anschauung, der sich über die Schranken des bis heute Geltenden hinwegsetzte. Da wurde der Prediger plötzlich stumm. Die Knie fingen ihm an zu wanken. Seine Augen vergrößerten sich in maßlosem Schrecken und keinen Ton brachten seine blassen, trockenen Lippen mehr vor. Was war geschehen? Man führte den Mann von der Kanzel, man flößte ihm in der Sakristei stärkenden Wein ein. Darauf bestieg er wieder die Kanzelstufen. Kaum aber hatte sich sein Mund geöffnet, um die heiligen Worte weiter zu verkünden, da wurde er wieder von namenlosem Schrecken gepackt. Nur ihm ersichtlich, tauchte hinter ihm auf der Kanzel eine hohe, schwarze Gestalt auf und legte ihm mahnend, schwer, die Hand auf die Schulter. Sein Vorgänger im Amte war es, den der Tod erst kürzlich seiner Gemeinde entrißen. Hatte den Toten der Geist der neuen Weltanschauung, die von seinem Blase aus verkündet wurde, aus seiner Ruhe aufgeschreckt?

In den heiligen Tagen war es auch, vor alter Zeit, da langte nach beschwerlicher Tageswanderung ein junger Pfarrhelfer in Bern an. Und da es Abend war und er seine Reise ins Oberland erst andern Tages forssehen konnte, quartierte man ihn in das Stübchen des Münsters ein, dessen Fenster gegen die Plattform hinausschaut. Es war eine Mondnacht. Voll fiel das weiße Licht durch die Gitter des Fensters. Da, gegen Mitternacht, war dem Schlafenden, als würde draußen etwas vor sich gehen. Er erhob sich und drückte sein Gesicht an die Fenstergitter an. Und da sah er, wie vier Geistliche im Ornat ernst, gemessenen Schrittes sich unter den Bäumen der Plattform ergingen. Ininigem Abstand folgten ihnen vier Klosterschwestern. Ernste Fragen mußten es sein, die die geistlichen Herren beschäftigten, denn von Zeit zu Zeit blieben sie, heftig gestikulierend die einen, nachdenklich die Hände auf den Rücken gelegt die andern, stehen. Kein Blatt am Baume bewegte sich und kein Stein rührte sich unter dem Fuß der Dahinschreitenden. Auch kein Ton wurde laut. Aber als sie an dem Fenster des Münsters vorbeifamen, da wandte einer der Geistlichen den Kopf und gewährte den jungen Mann, der sie beobachtete. Plötzlich züchten acht Flämmchen auf. Eine bläuliche Wolke schob sich vor den Mond. Aber als die sich verzogen hatte, lag die Plattform so da, wie sie vorhin war. Der Mond überzog die

Türmchen und Spitzen des Münsters mit Silber; Silber wob sich über die Blätter der Bäume. Aber von denen, die eben hier gewandelt, redete nicht die leiseste Spur.

Weihnachtstag. Die Lichter des Weihnachtsbaumes in der Fährmannsstube am Rameserloch waren bereits abgebrannt. Da gewährte die Frau des Fährmanns einen dunkeln Schatten jenseits der Mure, der winkte mit den Armen, als wollte er den Schiffer hinüberufen. In dieser Zeit? Zu dieser Stunde? Da vernahm man auch schon einen Ruf, drei-, viermal. Schweren Herzens band der Fährmann seinen Kahn los und fuhr hinüber. Wie er aber nach dem Gesicht dessen, der die Ueberfahrt begehrte, forschte, da sah er, daß ein dickes schwarzes Tuch seinen Kopf umhüllte. So, erklärte er ihm, würde er ihn gewiß nicht hinüberfahren. Da sprang der Geselle kurzweg in den Rachen und drückte dem Fährmann die Ruder in die Hand. Die Flut begann zu branden, als der Kahn über sie hinfuhr. Haus hohe Wellen schienen die Brücke, die Häuser einreißen zu wollen. Und das Schiff tanzte, als wollte es jeden Augenblick umstürzen, sich in den Abgrund versenken. Dem Fährmann standen die Haare zu Berg. Noch nie tat er eine solche Fahrt. Unbeweglich sah der verhüllte Mann vorn am Bug. Da warf der Fährmann einen Stod nach ihm: „Du bist an alle dem schuld!“ Was war das? Eine Flamme züchte auf. Wie nach Schwefel begann es zu riechen. Wo aber war der Mann geblieben? — Ein Lichtlein sei noch eine Zeitlang über einer hohen Welle getanzt, wußte die Frau des Fährmanns, die entsetzt vom Fenster aus zuschaute, zu erzählen. Und plötzlich sei es im Gesicht verschwunden.

Am selben Ort und zur selben Zeit sehen gewisse Personen, denen eine Fee eine besondere Sehergabe verliehen oder die unter einem außergewöhnlichen Stern geboren wurden, sieben Lichtlein über die ruhig dahinfließenden Wasser der Mure tanzen. Sie heben und senken sich abwechselnd. Sie hüpfen umeinander herum, suchen sich zu erhaschen und führen alsdann einen Reigen auf. Da holt die alte Turmuhr zum Mitternachtschlag aus, ernst warnend. Ein Zuden geht durch die Flämmchen. Jetzt ein lautes, schmerzliches Seufzen. Der zweite Schlag — und verschwunden sind die Lichter. Beguinen seien es, heißt es im Volksmund, die in jungen Jahren wider ihren Willen in das nahegelegene Kloster eingestekt worden seien. In der heiligen Zeit sei ihnen eine kurze Frist gewährt, um sich für einige Augenblicke ihrer geraubten Jugend zu erfreuen.

Die heilige Zeit ruft aber auch die Kindsmörderin an den Ort ihrer Tat, damit sie die Schreden ihres Verbrechens immer wieder inne werde. Sie erscheint alsdann beim Trauamätteli, eine weißverschleierte, junge Frau. Und weithin hört man das Schreien ihres neugeborenen Kindes, das sie, jedes Jahr von neuem, in die Fluten der Mure versenken muß.

Die heiligen Zeiten treiben aber auch so manchen, den das Heimweh sein Leben lang verfolgt, an den Ort seiner Kindheit. Lautlos öffnen sich die Türen eines alten Hauses der innern Stadt und über ihre Schwelle schreitet eine junge Bäuerin in der Tracht vergangener Jahrhunderte. Den Schwefelhut am Arm, durchwandert sie alle Räume, in denen sie ihre Kinderspiele gespielt. Vor einem alten Spiegel bleibt sie stehen und ordnet ihr Haar. „Sie ist wieder da,“ sagen die Bewohner des Hauses, und bemühen sich, ihr nicht in den Weg zu treten. Und wenn sie nochmals durch die Zimmer gegangen ist, dann schließen sich die Türen wiederum lautlos hinter ihr zu und niemand sieht sie vor den nächsten heiligen Zeiten wieder.

Ein alter Herr geht um die Weihnachts- und Neujahrszeit immer denselben Gang, den er in seinem Leben zu tun pflegte: Wenn der Mond sein Licht voll entfaltet hat, tritt er aus einem Pavillon in der Enge heraus und schreitet, den silberbeschlagenen Stod in der Hand, dem Studerstein zu — in derselben Tracht, die er in seinem

Leben getragen: Allongeperücke, Kniehosen, kokette Schnalenschuhe. Einst aber begegnete ihm ein Arbeiter auf seinem Weg. Boller Bewunderung blieb der stehen und blickte dem sonderbaren Gebilde nach. „Seh“, konnte er nicht an sich halten ihm nachzurufen. Da stürzten plötzlich aus dem heiterhellen Himmel Wasserfluten auf ihn nieder. Er eilte davon und hinter ihm krachte und donnerte es, wie er es zuvor noch nie gehört.

Zwischen Weihnachten und Neujahr meidet Jeder, das Gebiet des Nügelibodens zu begehen. Der Ritter Nügeli, dessen Harnisch im Landesmuseum steht, wird mit seinem Trosse wäch. Dann geht ein Heulen und Sausen durch die Luft, das einem die Haare zu Berge stehen macht. Im Erdinnern ertönt ein Poltern, als stürzten Felsblöcke übereinander. Und plötzlich kommt es dahergefaust mit Mann und Roß. Hui! rasen sie vorüber — zuvorderst der Ritter Nügeli mit seinem ungeheuerlich großen Roß und hinter ihm eine ganze Schwadron Skelett gewordener Pferde, die auf ihrem hohlen Rücken Totengerippe tragen. Eine halbe Stunde währt das Grauen. Dann wird es in den Lüften wieder still. Mit feurigen Augen hätten sie ihn angeblitzt und eines der Gerippe hätte das Schwert nach ihm geschwungen, wühte lange Jahre nach der Begebenheit ein Mann zu erzählen, der das Unglück hatte, dem wilden Heer zu begegnen. Das Haar war ihm in dieser halben Stunde grau geworden und das Entsetzen hatte ihm jahrelang die Sinne gelähmt.

Hedwig Correvon.

„Funken vom Augustfeuer“.*)

Ein Brevier der nationalen Erziehung.

Nur eine Frau von so umfassender Bildung und mit solch hervorragender dichterischer Gestaltungs- und Darstellungskraft, wie Frau Dr. Bleuler-Waser sie besitzt, durfte es wagen, das schwierige Problem der nationalen Erziehung in der Familie in einem Erzählbüchlein aufzurollen und zu lösen versuchen. Der Versuch — sie war dazu vom Bund schweizerischer Frauenvereine aufgefordert worden — ist ihr aufs beste geglückt. Die Art, wie sie in einer unterhaltlichen Geschichte die Methode schildert, die ein gebildetes Elternpaar befolgt, um in seinen Kindern die Heimat- und Vaterlandsliebe und das Verständnis für das Staats- und Volksleben zu wecken und zu fördern, verdient rückhaltlose Bewunderung. Das Büchlein ist so anregend und gehaltvoll, daß jede Mutter, aber auch jeder Vater es mit großem Gewinn liest. Ganz besonders eignet es sich zum Vorlesen am Familientisch. Aus seiner Lektüre dürfte sich von selbst der Gesprächsstoff ergeben, der die Anregung zu fruchtbarer Betätigung der Erziehungsmethode weiterführt. Das Büchlein sollte unter keinem Weihnachtsbaume fehlen, wo eine Mutter beschenkt werden kann.

Das Nachstehende will eine kleine Stilprobe aus dem Büchlein sein.

Was meint ihr nun, Kinder, hub der Vater nach einem Weilschen an, wollen wir einmal dem Oberhaupte der Staatsfamilie, zu der unsere Kantone sich endlich zusammengesetzt, statt wie früher als eigenwillige Brüder bald da, bald dorthin zu zerren, wollen wir diesem Bundesvater oder Schweizerkönig mal unsere Aufmerksamkeit machen? — Nach Bern also, nach Bern! jubelten die größeren Kinder: Und wann? Uebermorgen schon? Zuhu!

Wer sich jetzt nicht sofort, ohne das Familienschiff weiter zu gefährden, muckstill nach Hause spedieren läßt, wird übermorgen gegen zehn Uhr in den Bärengraben gesteckt, damit ihn die Mützen Mähres lehren! kommandiert

der Vater, worauf Friedli, allen unerwartet, plötzlich in ein Angstgeschrei ausbricht. — Nicht nach Bern! ich will nicht nach Bern! brüllt er: wo es doch in allen Straßen-gräben Bären gibt und Kindlifresser hinter den Brunnen! — Woher kommt ihm diese Weisheit? lacht die Tante. — Nachbars Hansli, der Aufschneider, war einmal dort, erkärt Betheli: Der lebt ja immer noch! sucht sie das Brüderlein zu beschwichtigen. — Eigentlich wollte ich Friedli daheimlassen diesmal, meint der Vater, nun aber muß er aufklärungshalber doch mit. Ich möchte nämlich gern, daß ihr alle einen würdigen Begrüß bekommen von unserer Bundesstadt, sie ist es wert. — Wenn's nicht schön wäre, dies Bern, hätte man's doch nicht als Bundesstadt ausgelesen! findet Walter, während Gerd noch andere Gründe für diese Wahl anführt. Betheli aber wendet sich mit einem ungläubigen: Schöner als Zürich? nach der Stadt hinab, an deren Gestade nun Lichtlein um Lichtlein aufblitzen, die nie zauberischer wirken als in dieser Zwischenlichtsstunde, wohl weil ihr Schein die scheidenden Farben noch einmal zurückruft: das vielfach getönte Grün der Ufergärten, den Seidenkäschler des Wassers, die tiefgoldene Himmelsbläue.

Nicht schöner, aber ebenso schön, nein, ganz anders schön als unser Zürich ist dies alte Bern! meint die Mutter: Gibt's doch keine reizvolleren Gegensätze in unserem darin so überreichen Lande, als gerade diese beiden Städte: Zürich in seiner anmutig belebten Seelandschaft, das sich dem Gemüt so freundlich aufzutut und gefällig anschließt mit den heitern Farben und harmonischen Linien der umgebenden Höhen, die zum kühnen Traum des Hochgebirges sacht hinüberleiten. — Dagegen dann auf jäher Schanze jene eigenwillig getürmte Stadt, die, den ungefängigten Strom in kühnem Bogen um ihren Leib zwingend, den nach gerückter Riesenfirnen trotzig die Stirne bietet. — Ja, und wenn ihr das heutige Zürich durchwandert, Kinder, fügt der Mutter Schwester hinzu, so ist's eine schmude neue Stadt mit Luxusgebäuden, zwischen denen hochmoderne Leute herumspazieren, deren Sprachgewirr unser Zürichditsch überschnarrt. Vergeblich sucht der alte Zwingli etwas davon aufzuschnappen, aus seinem grünen Schatten an der Wasserkirche hervor das Haupt lausend erhoben; nur etwa den weiten, manchmal allzuweiten, beweglichen Sinn; die offene Hand seiner Dimmatathener möchte er vielleicht wiedererkennen.

Wenn's dagegen dem tapferen Bubenberg einfiel, eines Nachts vom Denkmal herunterzusteigen, die heimeligen Lauben seiner Stadt zu durchwandern, er würde sich, innerhalb des Aarebogens wenigstens, noch leidlich zurechtfinden, und, wenn er etwa unversehens mit einem Bürger zusammenstieße, an dessen Schädelhärte kaum etwas auszufehen finden, noch am urhigen: Heitder und Weitder der bänditsch behäbigen Zunge, noch an der ganzen Sorte der heimatbeschränkteren, aber darum desto zähern und stoßkräftigeren Vaterlandsliebe seiner Muzenstädter. — Verkündet ihnen doch nicht zu viel im voraus, ihr weisagenden Schwestern! wehrt der Vater: Selber sehen sollen sie und selber hören! Stellen wir zu diesem Zwecke nun gleich die Tagesordnung fest: Mit dem Frühzug geht's nach der Bundesstadt. Ich besorge meine Geschäfte und du, Mutter? — Ich wandere unterdes mit den Kindern zu den Bä . . . Bälämmern, zwingst du einen ja zu lügen, Friedli, mit deiner Jammermiene! Wenn es aber doch ganz recht- und staatsmäßige, dazu in einem tiefen Graben eingeschlossene Bundesviecher sind, die das verehrliche Publikum bloß dann fressen, wenn es ihnen gegen jede Ordnung auf die Nase plumpft! — Wirklich bloß dann? erkundigt sich der kleine Eidgenos: Da kann man ja am Ende schon davor sein. Hinunterfallen werde ich einmal nicht! — Sehr weise von dir, anerkennt der Vater: Also, zuerst Vorstellung bei den Mützen, hernach aber . . . beim Schweizerkönig! —

*) „Funken vom Augustfeuer“. Anregungen von Dr. Hedw. Bleuler-Waser, Verlag A. Francke, Bern.